

Ein Bollwerk gegen die braune Brandung

Düstere Wolken am Horizont

Wenn der Vater aus dem Saal zusätzliche Stühle in die Stube holte, wussten wir, dass eine Hitlerrede angesagt war. Die wenigen Hotelgäste, die noch bei uns logierten, versammelten sich um das einzige Radio, das es im Hause gab, und fragten sich, mit welchen Drohungen und Beschimpfungen der unberechenbare Diktator uns wohl wieder einschüchtern würde. Mit einer «letzten territorialen Forderung in Europa», mit unmissverständlichen Drohungen an die Nachbarstaaten? Man war auf alles gefasst, und es herrschte eine gespannte, gedrückte Stimmung.

Diese Hitlerauftritte waren äusserst raffiniert in Szene gesetzt, aufputschend und berauschend für die Deutschen, erschreckend und abstossend für die Welt. Es waren gigantische Machtdemonstrationen. Den Anfang machte schmissige Marschmusik. Wenn der Führer auftrat und zu seinen Hasstiraden an die Adresse seiner späteren Opfer ausholte, erhob sich frenetisches Gebrüll. Am Schluss erscholl das Horst-Wessel-Lied, gesungen von der fanatisierten Menge. Es lief uns kalt den Rücken hinunter. Diese Imponierspektakel lösten bei uns Gefühle der Verunsicherung und der Ohnmacht aus, mobilisierten aber auch den Geist des Widerstandes. Was würde da auf uns zukommen? Waren wir gewappnet gegen eine solche Übermacht? Vielleicht kamen wir aber auch glimpflich davon. Auf jeden Fall ahnten wir das drohende Desaster.

So war es denn kein Blitz aus heiterem Himmel, als am 1. September 1939 der 2. Weltkrieg ausbrach. Polen wurde als der Aggressor hingestellt, aber «von 4.45 an wird zurückgeschossen.» Das war die nüchterne Meldung am Radio, im Hintergrund war Geschützdonner zu hören.

Der Sturm bricht los

Am Tage des Einmarsches in Polen fuhr ich am Nachmittag mit dem Schiff nach Zürich. Es war ein strahlend schöner Spätsommertag. Irgendwie schien es mir völlig irrwitzig, dass im Osten Europas die deutsche Kriegsmaschine unaufhaltsam vorwärtsrollte und Tod und Verwüstung verbreitete, während ich in völligem Frieden der Stadt zufuhr, vorbei an der «Landi», die unwirklich menschenleer vor sich hinräumte. In Gedanken schritt ich über den Höhenweg. Über mir flatterten die dreitausend Gemeindefahnen unseres Landes, ein eindrückliches Zeichen unserer politischen Vielfalt. Was für ein Unterschied zu den eintönigen Hakenkreuzfahnenwäldern bei den deutschen Aufmärschen! Dann betrat ich im Geiste den Raum: Wehrbereitschaft, wo eine grosse Plastik stand. Die übermannshohe Gestalt eines Soldaten zog den Waffenrock an. Das war nun bittere Realität. Die Armee war mobilisiert worden, der General gewählt, schon Ende August. Henri Guisan, der Romand, war eine echte Integrationsfigur, die im Volk von Anfang an grosses Vertrauen genoss. Sein Bild hing bald einmal in fast jeder Gaststube und in vielen Amtsräumen.

Am Abend des ersten Kriegstages hörte ich die Nachrichten des deutschen Senders. Eingeleitet von triumphalen Fanfarenklängen gab es stolze Meldungen von «planmässigem Vormarsch und von grossen Siegen über den Feind». Ich wurde mir bewusst, dass nicht nur ich, sondern alle meine Zeitgenossen eine grausame Zäsur erlebten, die da hiess: vor dem Krieg – nach dem Krieg. Dazwischen lag der Abgrund, der Abschnitt unseres Lebens, von dessen Verlauf niemand eine Vorstellung hatte und dessen Ende nicht abzusehen war. Aber eines war sicher: Das Leben würde nie mehr so sein wie zuvor. Ich mochte nichts mehr hören vom Krieg und schaltete um auf einen Sender, der klassische Musik ausstrahlte. Die «Unvollendete» von Schubert erklang, die Musik, deren ergreifender 2. Satz meiner seelischen Verfassung genau entsprach, voller Trauer und Verzweiflung. «Der Menschheit ganzer Jammer fasste mich an», und ich weinte bitterlich. Noch heute erinnert mich die «Unvollendete», wann immer ich sie höre, an jenen traurigen Abend im September, an den Anfang einer ungewissen Zukunft, ans Ende meiner Kindheit. Ich war damals 17 Jahre alt, Backfisch nannte man Teenager zu meiner Zeit, und ich besuchte die 1. Klasse des Seminars Künsnacht.

BBC London

Im Verlaufe des Krieges tauchte ein musikalisches Motiv auf, an das sich sicher viele Menschen meiner Generation erinnern, an das düstere: tatata taaaa aus der Schicksalssymphonie von Beethoven. Die Nachrichten in deutscher Sprache der BBC London wurden damit angekündigt. Das war mein bevorzugter Sender, der jedoch meistens massiv gestört wurde. Ich wollte nicht nur mich auf dem laufenden halten, sondern auch unsere englischen Ladies orientieren. Jahrzehntelang wohnten sie bei uns im Hotel, die legendäre Miss Barbara Hannah und die zarte Miss Elizabeth Welsh.

Rule Britannia: Miss Hannah

Miss Barbara Hannah war eine aussergewöhnliche Persönlichkeit. In den frühen dreissiger Jahren war sie Schülerin von Prof. C. G. Jung, später seine Mitarbeiterin und Dozentin am Jung-Institut, damals noch in Zürich. Sie kam mir immer vor wie eine weibliche Version von Sir Winston Churchill. Sie hatte dieselbe schnörkellose Art, sich zu äussern, unsentimental und mit britischem Understatement.

Äusserlich war sie imposanter als Churchill. Sie war gross und von stattlichem Umfang. Fest und bestimmt trat sie auf, in Schuhen, die sich nicht durch Eleganz, sondern durch Qualität und Tragkomfort auszeichneten. Dasselbe galt für ihre Garderobe: unauffällig, zeitlos, aber massgeschneidert. Sie ging nie aus ohne ihr Markenzeichen: ihren grossen, breitrandigen Hut. Ihr Auto? Natürlich ein englisches Fabrikat: ein Austin, ein schwarzes Vehikel, das aussah wie eine Sänfte auf Rädern. Miss Hannah war eine starke Raucherin und steckte ihre Zigaretten in eine Zigarettenspitze. Es passte vollkommen zu ihr. Ich fand es sehr apart, really sophisticated.

Über dem Turmzimmer bewohnte sie zwei grosse Zimmer. Das eine war ihr Atelier, wo sie malte – wie Churchill – Landschaften, Stilleben und Portraits. Zur Zeit der Spätnachrichten pflegte Miss Hannah ein letztes Mal mit ihrem englischen Hund ins Freie zu gehen. Wenn sie mit schweren Schritten wieder die Treppe hinauf kam, ging ich wie zufällig in den Gang hinaus und informierte sie über den Verlauf der Kriegseignisse. Mit stoischer Gelassenheit nahm sie die Meldungen über die Bombardemente und Seeschlachten zur Kenntnis. In ihrem typisch englisch gefärbten Deutsch sagte sie nach einer besonders schlechten Nachricht einen Satz, den ich mir fortan immer in Erinnerung rief, wenn die Lage für die Alliierten bedenklich war: «Wissen Sie, wir Engländer verlieren in allen Kriegen immer viele Schlachten, aber die letzte, die gewinnen wir sicher, und das ist die Hauptsache.»

Smart Elisabeth Welsh

Die andere englische Lady war eine ganz andere Persönlichkeit. Miss Elizabeth Welsh war klein, zierlich, leise und diskret. Sie hüstelte immer ein bisschen, wenn sie im Treppenhaus war, und nestelte am Seidentüchlein herum, das sie über ihrem englischen Kaschmirpullover um den Hals geschlungen hatte. Sie schien mir sehr verletzlich, und ich hätte mich nie getraut, sie mit Hiobsbotschaften zu überfallen. Auch Miss Welsh war eine Mitarbeiterin von C. G. Jung. Ich durfte ihr manchmal bei Übersetzungen helfen, was mich mit Stolz erfüllte.

Im Mai 1940 wuchs die Spannung im Lande, weil man wusste, dass Hitler den Angriff auf Frankreich plante. Es gab verwirrende Gerüchte über Truppenkonzentrationen jenseits des Rheins, und ganze Scharen von verängstigten Schweizern setzten sich in Richtung Innerschweiz in Bewegung. Mein Vater war im Militärdienst, die Mutter allein mit der ganzen Verantwortung für die Familie, das Haus, das Personal und natürlich für die Gäste, die Engländerinnen. Das belastete sie sehr, aber wir trafen keinerlei Anstalten zur Flucht. Der Vater hatte angeordnet, dass wir nur im äussersten Fall und nur auf behördliche oder militärische Anordnung das Haus verlassen dürften.

In jenen Tagen wurde ich Zeugin einer unvergesslichen Szene. Miss Hannah, die kühle Britin, die nie ihre Gefühle zeigte, nahm meine Mutter in die Arme und sagte: «Frau Gugenbühl, was immer passiert: wir fliehen nicht. Wir halten mit Ihnen die Festung!» Und Miss Welsh drückte meiner Mutter schluchzend die Hand. Da hielt es mich nicht mehr im Hintergrund. Ich umarmte Miss Welsh mit Tränen in den Augen, und wir alle spürten die Kraft der Solidarität und die Zuversicht in ein gnädiges Schicksal.

Rosmarie Peter-Guggenbühl